

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

29 (4.2.1925) Die Mußestunde [4. Januar]

Geräuschloses Gummipflaster. Die Stadtbehörde von Colombo, der Hauptstadt der Insel Ceylon, hat den neuartigen Versuch gemacht, den Straßenlärm des Verkehrs dadurch zu beseitigen, daß sie die öffentlichen Straßen mit einem geräuschdämpfenden Kautschukpflaster verlegt. Es sei aber gleich vorweg bemerkt, daß ein ähnliches Experiment nur in einem Land gemacht werden kann, wo das zu diesem Zweck erforderliche Rohmaterial, der Gummi, in Mengen wächst. Die Methode des Pflasterens gleicht der Bearbeitung des Asphalt. Das Hauptmaterial für die geräuschlose Pflasterung sind Abfälle von reinem Gummi, die bis zur Flüssigmachung erhitzt werden, wie das auch beim Gusspflaster geschieht. Die flüssige Gummimasse wird dann mit Wefen auf die Straße verteilt, und auf die Gummischicht wird eine Schicht aus feinem Kies ausgebreitet. Durch schwere Walzen wird dann das Ganze zu einer festen Masse zusammengepreßt. Die Dicke dieser Auflage beträgt 3-4 Zentimeter. Die Kosten der Pflasterung stellen sich allerdings selbst in dem Rohstoff produzierenden Land wie die der Asphaltierung. Man darf dabei nicht außer acht lassen, daß dieser Nachteil durch die unbegrenzte Dauer des Pflasters ausgeglichen wird.

Die erste Ständesbeamtin. Zum ersten Male in der englischen Geschichte und wohl auch, sofern man von Amerika absteht, in der der übrigen Welt, ist dieser Tage zu London eine Ehe geschlossen worden, die eine Frau als Vertreterin der Staatsgewalt funktioniert hat. Dorothy Baldane ist seit einigen Wochen Ständesbeamtin der Pfarrei St. Gilles. Das Gesetz, das den Frauen das Recht verleiht, als Ständesbeamte zu fungieren, datiert aus dem Jahre 1919; es hat sich indessen während dieser Zeit noch niemals ein Fall praktischer Anwendung ergeben. Die Trauerezeration selbst hat sich mit derselben Nüchternheit vollzogen, wie man sie bei einem Ständesbeamten gewohnt ist, dessen Lebensberuf darin besteht, zu jungem Glück den staatlichen Segen zu geben. Eine poetische Verkörperung der Trauung durch die Betätigung der Frau darf man sich danach wohl kaum vorstellen.

Bücherschau

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Oberstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

Ein Leben voller Abenteuer. Von Otto von Corvin. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Wenkel. Verlag Franziska Societäts-Verlag, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. Zwei Ganzleinenbände von 406 und 940 Seiten. 15 M.

Die Neuherausgabe dieses außerordentlichen Memoirenwerks, das seit Jahrzehnten vergriffen ist, stellt eine wirkliche Bereicherung der deutschen Memoirenliteratur dar. Otto von Corvin, Militär, Schriftsteller, Historiker, Kriegsberichterstatter, Korrespondent, Buchhändler, Barrikadenkämpfer, Sprachlehrer und noch einiges andere in einer Person nahm 1848 am Aufstand in Baden teil, war Bürgerwehroberst in Mannheim, dann Chef des republikanischen Generalkorps in Nassau bis zur Uebergabe der Festung, wurde standrechtlich zum Tode verurteilt, dann zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt und starb, bis zum letzten Augenblick restlos tätig, am 2. März 1886 in Wiesbaden. Die Erinnerungen, die dieses Leben voller Abenteuer packend und frisch schildern, liegen nun wieder in zwei stattlichen Leinenbänden vor. Sie sind eine Fundgrube für den Historiker, den Psychologen, den Freund reinen und bewegten Daseins, den Politiker, den Deutschen! Wunderbar, was dieser eine Mensch alles erlebt und ertragen, genossen und geleistet hat! Ein einzelnes Menschenleben erscheint für diese Fülle fast zu klein. Mir wenigstens ist kein moderner Romanheld bekannt, der nur annähernd so viel und Vielerlei durchlebte. Was sind Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre an buntem Wechsel der Begebenheit gegen die Jahrzehnte dieses letzten einer Reihe von unternehmenden Kriegernaturen! So begrüßte ein angesehenes Kritiker, Johannes Broeck, im Jahre 1881 die dritte Auflage dieser Memoiren, und ein großes Londoner Blatt widmete der ersten Uebersetzung ins Englische die Sätze: „Drei fesselndere Bände sind selten erschienen. Sie haben allen Reiz eines aufregenden Wertes der Phantasie und enthalten doch nichts, als was authentisch nachgewiesen werden kann. Seite für Seite könnte als Beleg für den lesenswerten Charakter dieser Abenteuer angeführt werden!“ ... Damals wie heute weht uns aus diesen unvergesslichen Wäldern, die ein Volksbuch zu werden verdienen, der frische Hauch von dem lebendigen Wirken eines lebendigen Menschen an.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gek. & Cie., beide in Karlsruhe, Außenstraße 24.

Räffelecke

Bilder-Räffel



Berwandlung

Ohne Anfang, ohne Ende. Ist es, was mein Wort dir nennt. Häng' ein Schwänzchen dran behendes. Nun ein jedes Kind es kennt.

Auflösungen der Räffel der Nummer der 5. Woche

Kamm-Räffel: Biel, A. Eugh, E. Leim, L. Mare, N. Dora = Kaffelband.

Räffel: Alfen, mo = Almosen.

Wichtige Lösungen sandten ein: Irma Göhring, Rudolf Schilpp, August Wimmer, Karlsruhe; Käte Böhm, Durlach; Robert Reheit, Griesingen; Johannes Hänle, Ghenrol.

Wiß und Humor

Im Verlag Paul Stegemann, Hannover, erscheinen von Paul Nikolaus gesammelt und von Paul Simmel illustriert, „Jüdische Miniaturen“, von Juden mit der ihnen eigenen liebenswürdigen Selbstironie geschrieben. Wir bringen aus dem sehr lustigen Büchlein nachstehend einige Proben:

Kollegen.

„Wohin rennst du?“ „Zum Arzt, meine Frau gefällt mir nicht.“ „Ich geh mit; meine gefällt mir auch nicht.“ „Nicht uzen!“ „Eine Zahl nennen!“ verlangt der Lehrer. „78.“ sagt Max. „Geht ungelehrt?“ — Schweigen. „Ansbich, seth dich! Du Alfred, eine Zahl!“ „14.“ „Umgelehrt?“ — Schweigen. „Wilt auch ein Kamel! Moritz du, eine Zahl!“ „Mich werden Sie nicht uzen, Herr Lehrer: 33!“

Grillparzer.

„Räffel: was is das? Das erste is e Vogel, das zweite e Waffentrud, das ganze e österreichischer Dichter.“ „Grillparzer!“ „Wiefo ist Parzer e Waffentrud?“ „Wo, is Grill vielleicht e Vogel?“ „Es macht nig.“ „Ein Willert vor Rosen!“ „Vor Rosen gibt es nicht. Es gibt nur ein Willert nach Rosen!“ „Schön, geben Sie nach Rosen! Wer ich das Stck getra laufen.“

Christlich.

Ein im Weltkriege verwundeter jüdischer Soldat lag mit einem Wundenfuß und wand sich vor Schmerzen. Da kam ein Feldprediger und fragte: „Glaubst du an die himmlische Dreifaltigkeit, mein Sohn?“ Der Soldat stöhnte: „Sie haben mer gefehlt! Ich lieg do und hab Schmerzen, und Sie geben mer auf Nebuffel!“

Die Mußestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

6. Woche

Karlsruhe, den 4. Januar

1925

Gebet

O Friede, der nun alles füllet, erfüll' auch uns mit süßer Ruh', und bis ein Tag sich neu entbüllet, der' uns mit trauten Träumen zu.

Wie manches, was des Tages Wille mit rechter Klarheit nicht ergreift, dem hilf, daß es in deiner Stille zu freundlicher Volendung reift!

Den Schicksalsschläge gramjam traufen, den laß vergessen, was gescheh'n; wer neid- und haßerfüllt entschlafen, den laß verhöhnt den Morgen seh'n!

So allem, dem gleich uns auf Erden auteil des Lebens schwankes Los, laß deines Segens Tiese werden, als Kraft aus deinem heiligen Schoß!

Christian Morgenstern.

Das größte Problem der Weltgeschichte

Von Upton Sinclair

Der bekannte sozialistische Schriftsteller richtet sich in dem folgenden Artikel an seine Landsleute, die Amerikaner. Aber was er sagt, gilt ebenso für die Alte wie für die neue Welt.

Ich kenne einen Menschen, der von seiner Ueberlegenheit über alle andern Menschen fest überzeugt ist. Er erwiderte mir einmal seine Einstellung dem Leben gegenüber: er wolle für sich selbst sorgen und das erlangen, wozu er berechtigt sei, ohne auf andre die geringste Rücksicht zu nehmen. Ich erwiderte ihm: „Ihre Einstellung ist die eines Einbrechers“. Der ließ sich, denn er hat diese Worte nie vergessen und erwidert sie bei unsern seltenen Begegnungen immer wieder.

Die Menschen haben eine Phase der Entwicklung erreicht, da alle, die normal veranlagt sind, ihre sozialen Pflichten, ihre Verpflichtungen den Nebenmenschen gegenüber, erkennen. Freilich handeln nicht alle nach dieser Erkenntnis; in der respektablen Gesellschaft gibt es viele Leute, die gemäß einer Einbrecher-Einstellung handeln, doch halten sie es immerhin für geraten, ihre Taten mit einem moralischen Mantelchen zu verhüllen. Es kommt selten vor, daß ein Mensch erklärt: „Ich lebe nur für mich selbst, anerkenne keine andern Verpflichtungen.“

Zu Beginn der menschlichen Entwicklung schuldete das Individuum der Sippe oder dem Stamm Loyalität. Später wurden die Gruppen immer größer, und heute haben sie sich in Nationen verwandelt, die viele Millionen Individuen umfassen. Auch diese Nationen besitzen ihre Regeln, und es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, daß sie — die späteren Produkte der Menschheit — eine niedrigere Stufe der Moral haben, als die alten Gruppen hatten. Die Nationen handeln nicht nur gemäß der Einbrecher-Einstellung, sie geben dies auch zu, und zwar durch den Mund ihrer herrschenden Klassen, also jener Leute, die praktisch genommen die Nation darstellen. „Mein Vaterland“, sprach Stephen Decatur, einen Taakt ausbringend, „mag es nun andern Ländern gegenüber im Recht oder im Unrecht sein, bleibt immer mein Vaterland“. Denkt ihr über diese Worte ein wenig nach, so werdet ihr in ihnen die Einstellung des Einbrechers erkennen, und wollt ihr Amerikaner wissen, wie abscheulich dieser Ausdruck in den Ohren anderer Nationen klingt, so erinnert euch an die Umeizung, die ihr gegen das Volk „Deutschland, Deutsch-

land über alles“ empfanDET; — beides kommt auf das gleiche hinaus.

Cavour, der Italien die Freiheit brachte, erklärte: „Wir wären Schurken gewesen, hätten wir für uns selbst getan, was wir für Italien taten.“

Betrachtet jede beliebige Nation Europas, und ihr werdet stets dasselbe Phänomen beobachten können: eine herrschende Klasse, die damit beschäftigt ist, gegen andre menschliche Wesen alle Verbrechen, die es gibt, zu begehen, und die von ihrer eigenen Tugend fest überzeugt ist — nur weil sie die Verbrechen im Namen des Vaterlandes begeht. Dr. Samuel Johnson*) fällt in dieser Beziehung ein kurzes aufschrechendes Urteil: „Der Patriotismus ist die letzte Zuflucht der Schurken“. Wie erlangt ein Mensch, der ein Einbrecherleben geführt hat, einen andern ethischen Standpunkt? Seine Mitmenschen finden ihn unerträglich und bestrafen ihn. Viele Menschen, die nur für sich selbst leben, werden zu der Einsicht gezwungen, daß sie auf diese Art ihr eigenes Glück zerstören und das angestrebte Ziel verfehlen. Deshalb arbeiten sie gemeinsam Moralregeln aus; das ist der Beginn der Menschlichkeit und Zivilisation, sowie all dessen, was auf dieser Erde einen Wert besitzt. Das gleiche gilt für die Nationen. Diese haben heute ein Stadium erreicht, daß sie einander derart ins Elend stürzen können, wie dies keine einzige Nation zu ertragen vermag. Die letzten zehn Jahre haben dafür den Beweis erbracht, und daher sehen sich die Nationen in der ganzen Welt gezwungen, neue Moralgesetze für die Nationen zu ermaßen. Ein kleines amerikanisches Buch: „Die Herausforderung zum Krieg“ von Norman Thomas bringt Tatsachen über die großen Einbrecher und Schurken, die die Welt verwüsteten und das Leben und Glück von Millionen Menschen unter die Füße traten. „Der Gottstaat der modernen Welt ist eine absolute Gottheit, die von ihren Untertanen unbedingten Gehorsam fordert und die alles, was ihre Macht und ihren Wohlstand fördern kann, rechtfertigt.“ Der Verfasser beschäftigt sich mit den verschiedenen Gruppen der Schieber und Ausbeuter, die in den modernen Staaten einen beträchtlichen Teil der herrschenden Klassen darstellen und mit der Art, wie sie am Krieg profitieren. Da sind zum Beispiel die Munitionsfabrikanten, die für Proßt-Mordinstrumente verkaufen. Auf dem Balkan bekämpfen sie die eiferfüchtigen, habgierigen kleinen Staaten dieses Pulverfaßes gegen einander auf, bis es zur Explosion — dem Weltkriege — kam. Die französischen Munitionsfabrikanten arbeiteten mit der deutschen Kriegsgesellschaft, um die Franzosen zum Ankauf von Waffen und Munition zu veranlassen; die deutschen Unternehmer taten das gleiche. Heute haben die Vereinigten Staaten nach Brasilien eine Flottenmission entsandt, verkaufen dort Kriegsschiffe zum großen Schrecken der Argentinier. Auch die Fragen der Eisenbahnen und der Handelsstraßen muß in Betracht gezogen werden. Alle wissen, daß Deutschland die Berlin-Bagdad-Eisenbahn wollte und daß England dagegen war. Das zaristische Rußland verlangte nach Konstantinopel — nicht etwa wegen des Handels im Schwarzen Meer, sondern um andre Völker von diesem Handel fernzuhalten. Deutschland wollte Kohlenstationen im fernen Osten; heute verlangt Frankreich nach ihnen, und England bekämpft sie. Italien will die Herrschaft über das Mittelmeer und schlägt mit Spanien ein Uebereinkommen gegen Frankreich. Dazu kommt noch das Petroleum. Alle großen Nationen wollen Petroleum haben. Sie bestechen, intrigieren, drohen und werden eines Tages darum

*) Englischer Schriftsteller, 1700-1784. Verfasser des klassischen englischen Wörterbuchs.

Krieg führen. Schon heute führt England um des Petroleums willen in Mesopotamien und Persien gegen Frankreich einen verheerenden Krieg. Und die Vereinigten Staaten tun in Mexiko und Kolumbien das gleiche gegen England. Auch die Frage der Einziehung der Schulden für die internationalen Bankhäuser muß berücksichtigt werden. Amerika übernahm die Regierung eines kleinen Staates nach dem andern — im Interesse der internationalen Bankiers. In Haiti spielen amerikanische Marine-divisionen die Scharif für ein internationales Bankhaus, in Nicaragua für ein zweites, in Guatemala für ein drittes. Die Standard Oil Company besitzt 90 Prozent aller Petroleum-Konzessionen von Peru, und der amerikanische Staat hat dafür gesorgt, daß dort ein amerikanischer Konsul das Land zu Gunsten der amerikanischen Bankiers kontrolliert. Es handelt sich hier um viele komplizierte Fragen, und jeder, der da glaubt, sie könnten durch eine Formel gelöst werden, täuscht sich selbst. Es ist klar, daß die Wirtschaft der Welt nur dann fortgeführt werden kann, wenn die Schulden gezahlt werden. Andererseits aber muß man berücksichtigen, welcher Art diese Schulden sind und wie sie gemacht wurden. Kann man es etwa eine gerechte Schuld nennen, wenn die Vertreter der internationalen Bankiers die Regierung eines südamerikanischen Staates aufkaufen und so Recht erwerben, 90 Prozent des Petroleums aus dem Lande zu schaffen? Um sich in die Gefühle des Südamerikaners herbeizulenken zu können, braucht sich der Bürger der Vereinigten Staaten nur daran erinnern, wie ihm zumute war, als er erfuhr, ein Petroleum-Millionär habe ein Mitglied der Regierung mit hunderttausend Dollar bestochen, um der amerikanischen Flotte einen großen Teil ihres wertvollen Besatzes — des Petroleums — zu stehlen! — Das Finanzieren von Revolutionen in Mittel- und Südamerika mit dem Zweck, von der jeweiligen neuen Regierung wertvolle Konzessionen zu erhalten, ist seit einer Generation ein beliebter Sport der großen amerikanischen Unternehmer. Früher lagen wie darüber in den Romanen von Richard Harding Davis und hielten die Sache für Literatur; heute jedoch entdecken wir, was es bedeutet, für einen ganzen Weltteil die Raffinerie zu spielen und zu Gunsten unserer internationalen Bankiers unzählige Kriege zu führen. Die Massen fragen sich, was dabei eigentlich zu ihrem Nutzen geschieht?

Wir sehen dem größten Problem der Weltgeschichte gegenüber. Wie muß die Welt organisiert sein, damit die lebensnotwendigen Rohstoffe nicht auch fieberhaft als Spielzeug für jene reichen Herren dienen, die die geistige Einstellung von Einbrechern haben, wie können die Rohstoffe auf gerechte Art jenen zuzuführen, die wahre Arbeit leisten und der Rohstoffe bedürfen? — Wir können nicht unentwegt weiter imperialistische Kriege führen, Millionen und Abermillionen unserer Mitmenschen durch Granaten und aus Aeroplanen gelassene Giftgasen töten. Wir müssen ein Ende bereiten der Herrschaft der kapitalistischen Götter, müssen eine Welt aufbauen, die auf den Prinzipien der Kooperation und der gegenseitigen Hilfe fußt; eine Welt, in der nur jene belohnt werden, die eheliche Arbeit leisten, nicht aber jene, die rauben und auf die Bedürfnisse der andern spekulieren.

Das Schwedenspiel

Von Benno Rüttenauer.*)

Unter der Schalkjüngend von Hinterwäldel gab es eine Klasse von Privilegierten. Es waren die zum Kirchendienst Auserlesenen, die Handlanger des Priesters bei seinen sakramentalen Handlungen. Man hieß sie die Ministranten. An ihr Amt waren die wunderbarsten Vorrechte geknüpft.

Mit neidischer Bewunderung sah das Volk der „Meinen“ ihren Ornat, ihre fast priesterliche Gewandung, die roten Röcke mit den blauen Ärmeln und gelben Fransen, die schwarzfarbene pyramidale Kopfbedeckung mit dem blauen Wollballen auf der Spitze. Und mit andächtigen Grauen schauten sie hin nach den Verrichtungen der Ministranten, dem Tragen der Standarten bei der Prozession, dem Handhaben der Zumbeln beim Hochamt, dem Einschenken des Weines beim Offertorium, dem Rühren des Wehgewandes nach der heiligen Wandlung, dem Schwingen der goldenen Rauchgefäße beim Ceteri panis oder beim Tantum ergo.

*) Aus: Aus der Landschaft von Hinterwäldel. Sieben Erzählungen von Benno Rüttenauer. Verlag Reuß u. Jitta, Kottbus.

Jeder ordentliche „Kleine“ brannte vor Ehrgeiz, diese Beschäfte eines Tages ebenfalls ausführen zu dürfen.

Aber nicht nur die heiligen Handlungen der Ministranten wurden eifersüchtig angefaßt. Ihre Freiheiten und Freiheiten, die sie sich herausnahmen, wurden es fast noch mehr. Eine ganz besondere Verleumdung dazu lag im Dienste des „Kohlen-schleppers“. In seiner Aufgabe gehörte es, die Kohlenwagen während des Hochamtes glänzend zu erhalten. Die Ministranten von Hinterwäldel bewirkten dies nicht mit einem Waschalge, sie hatten sich hierzu eine eigene Methode erfunnen. Der Kohlen-wärter händelte das Kohlenfännchen des Rauchgefäßes mit seinem Hebel an ein eisernes Stänglein, und schwang es in der Luft hin und her. Wer das fertig brachte, ohne Kohlen zu verschütten, genigte seiner Aufgabe. Die meisten aber gingen darüber hinaus. Sie schlangen die lose befeuchtete Pflaume in weiten Kreisen über ihrem Kopf, so wichtig, daß die Kohlen sich zur Pflaume entzündeten, die im Dampf mit der benennenden Luft ein lautes Pauschen hören ließ. Dieses Kunststück ausführen zu können, darauf tat man sich was an. Und der Kohlen-schlepper stellte sich deshalb gerne so unter die Sakristei-türe, daß die „Meinen“ einen halben Blick nach ihm hinwerfen konnten. Die erbehten dann vor bangender Verwunderung. Die Phantasiebegabten glaubten den Ehrgeiz zu sehen mit dem flammenden Schwerte vor den Porten des Paradieses. Von Zeit zu Zeit geschah es aber, daß dem Flammenschlepper die Pflaume sich anzündete und in den Chor hinausfuhr, die Kohlen nach allen Richtungen auseinanderfliegend dann bekam der Ehrgeiz Krügel.

Bei schönem Wetter hielt sich der Kohlenmann nicht in der Sakristei auf; er betrieb das sein Geschäft auf dem Kirchhof, zu welchem eine Tür direkt hinausführte. Während die anderen, Kräftigen gleich, auf ihren Holzschlägen liegen mußten, durfte sich der Feuerwerker im Grünen umhertreiben in voller Freiheit. In der Pflanzzeit war das besonders schön, denn längs der Kirchhofmauer standen die Pflanzentümpel des Schulmeisters. Auch die noch harten Früchte waren dem Kohlen-schlepper willkommen; er brütete sie an seinen Kohlen.

In jeder Jahreszeit boten die Kohlen eine andere Annehmlichkeit. Im Spätherbst, wenn das Nadellaub von den Bäumen fiel und man die Nadelblätter zu Nigarrern drehte, konnte der Kohlen-schlepper sie an seiner Pflaume dörren und angünden. Wenn das widerpenstige Kraut auch hundertmal ausging, die Kohlen fanden immer zur Verfügung. Im Winter hatte das Kohlenbeden gar sein Angenehmes, da konnte man die klauen-freien Finger darüber halten und wärmen. Und eines konnte man das ganze Jahr, nämlich die Schenkerlauge rot glänzen und damit in Tische, Stühle und Vertikaturen der Sakristei für ewige Zeiten seinen Namen einbrennen.

Was ein Küstendof für die Hölle, das bedeutete die Kirche und der sie umgebende Kirchhof für die Ministranten. Sie durften sich hier frei tummeln, sie allein. Mit Hölle und Hölle hielten sie alles fern, besonders alle Gerüchten oder Meinern.

Nicht einmal mehr den Toten gehörte der Kirchhof. Niemand hatte die neue Zeit ihre Rechte drücken, mitten im Ackerfeld angewiesen. Die Grabhügel um die Kirche waren einne-junfen, die Kreuze vermodert und in alle Winde verweht; nur ein haushohes steinernes Kreuz, uralt aus-gotischen Zeiten stammend, stand einsam und erhaben mitten auf dem grünen Plan. Der ganze Kirchhof gehörte den Ministranten. Neben den Toten der vergangenen Jahrhunderte wuchs Gras, auf dem Gras tummelten sich die Ministranten. Die unter dem Rasen verchiel-ten sich mäusestill, die darüber gebärdeten sich um so förmli-ger. Die wildsten Spiele spielten sie auf dem Kirchhofe, er-laubte und unerlaubte.

Das aufregendste von allen war das Schwedenspiel. Es gab nämlich in dem Kirchhof auch ein Schwedenloch und in dem Loch gab es Schwedenschädel. Sehr logisch waren die Be-nennungen nicht, aber sie waren historisch. Das Schwedenloch war eine schmale Öffnung in der tiefen Giebelmauer der Sakristei und führte in einen finsternen Raum, wo man über ge-weierte Schädel und Weinkästen hockerte. Auf den mürben Restparten des Schulmeisters konnte man zu der Öffnung hinaufklettern, aber nur ganz nachhaltigen Kletterern gelang das schwere Stück.

Nach einer lebendig erhaltenen Ueberlieferung soll sich im dreißigjährigen Kriege der Pfarrer mit den Seinen in diesen Schlafwinkel geflüchtet haben, der damals noch äppiger als heute von Reben verdeckt war. Dennoch haben die Schweden das Versteck aufgespürt, sie haben die weiblichen Angehörigen des Pfarrers zu Tode getöbt, dem Pfarrer den Leib aufgespalten und dem alten Mann seinen Vater haben sie an die Dachsparren genagelt. Daher hieß das Loch das Schwedenloch und die Schä-del, selbstamerweise, Schwedenschädel. Und im Zusammenhang damit stand das Schwedenspiel der Ministranten.

Seine Zeit war der Abend, die vier letzten Roden vor

Weihnachten und der Winterjohanniswende, die Tage, in denen es nie Tag wird. Und so ist es am Morgen, bei der Messe, noch hochflüster Nacht. Dennoch geht zu dieser Zeit alles in die Messe, jeden Tag, denn es ist eine heilige Zeit, und täglich nach dem heiligen Opfer erhebt der Pfarrer seine Hände zum Him-mel und fleht: „Agnus, coeli, iustum“, Tausend, Himmel, den Gerächten.

Da es finster ist, gähnt sich jeder Kirchengesänger ein eigen-es Licht an. Ein Licht anzuzünden in der Kirche ist zugleich eine symbolische Handlung der Andacht. Kein weltliches Wesen kommt darum in die Kirche ohne einen Wachsstock, diese dünnen und unendlich langen Kerzen, die kunstreich genouren und ver-zickelten und mit Gold und schönen Farben gezier sind. Die Wachsstücke der reichen Bäuerinnen wiegen viele Pfund, die der armen Leute sind geringer. Bei ihnen muß die Muttergottes Nachhilfe haben. Denn ihr zu Ehren vor allem werden die Lichter gebrannt. An sie denkt auch der Pfarrer, wenn er betet: „Illuminatus esum“ Rollen regnet ihn herab. Doch manche Frauen denken an andere Heilige, an den heiligen Antonius von Padua, an etwas Verlorenes wiederzufinden, an den heiligen Florian, der er Daus und Hof vor Feuer beschütze, an den heiligen Wendelin, daß er das Vieh bewahre vor Krankheiten und bösen Seuchen. Und dabei ist kein Unrecht, denn alle sind ja Heilige Gottes.

Für ein Kinderangebot ist das sehr schön, eine Kirche mit vie-len Kindern und flimmernden Lichtern, das gibt ihm eine Vorahnung des Weihnachtsfestes. Und viel Wachs troßt beim Brennen zu Boden. Und beim Aufwickeln der wackelnden Bin-dungen in der lauten Kirchenluft springen ganze Stücke vom Wachsstock ab. Diese Stücke gehören den Ministranten. Sie sammeln sie ein; unmittelbar nach der Messe machen sie sich daran. Die Kerzen sind ausgelöscht; die Kirche ist wieder nicht-lig dunkel. Wie eine Schar großer Ratten kuschelt es da durch das Kirchengestühl und raschelt um Trakt und Trakt, wie in hungriger Zeit; denn die „Wachsstocker“ müssen sich beeilen, um rechtzeitig in die Schule zu kommen. Von dem erbeuteten Wachs verfertigen sie sich selber kleine Kerzen. Sie werden zu Lichtzählern, alle ohne Ausnahme. In jedem Haus, an jedem Ofen sitzt ein und schmilzt und formt. Und was er um den Docht zusammenlegt, das wölgt er mit der Handfläche auf Tisch oder Bank und gibt ihm Feinheit und Glätte. Die also gewonnenen Kerzen finden ihre prächtigste Verwendung im Schwedenspiel.

In den Abendstunden, wenn es bereits Nacht ist, wird das gefährliche Spiel heimlich eingeleitet. Der schönste Schnee ist ge-fallen, die Gelegenheit günstig, man trifft alle Vorbereitungen. Die Ministranten sind wie verwandelt. Gleich Fledermäusen klettern sie die Köpfe zusammen. Niemand scheint etwas zu mer-ken. Nur die weibliche Schalkjüngend steht aus die Köpfe zusam-men, aber mit erschrockenen Gesichtern. Doch die „Wächter“ müssen sich vor den Raben fürchten, sie schweigen. Sie schweigen schon aus bloßer Neugierde.

Dann ist die Stunde gekommen. Auf dem Kirchhof wird es lebendig. Die Ministranten bis auf den letzten Mann sind ver-sammelt. Bei großer Schwelgerei beginnt ein reges, geschäfti-ges Treiben. Schnee sollen sie auf und machen Schneemänner, ein kaltes Dupeut an der Nacht, schon im Kreise herum, das alle ohne Köpfe.

Indessen wächst die Aufregung, die Ministranten scharen sich unter dem Schwedenloch zusammen. Sie scheinen zu zögern. Sie schauen sich ängstlich um. Einige machen Gebärden, als ob sie die übrigen warnten. Da hat sich einer entschlossen. Er hängt sich einen Sad auf den Rücken, und von den andern unterstützt, beginnt er an den Spaltüren hinaufzuklettern. Im Schwedenloch verweilt er. Ein dumpfes Gepolter bringt eine Zeitlang aus der finsternen Höhle.

Dann erhebt der Eindringling wieder in der Dämmung. Sein Sad ist nicht mehr leer. Nebulsum steigt er nieder. Und mit entzückten Schreien und ruckhaltiger Bewunderung wird er von den Kameraden empfangen. Alles vollzieht sich in gedämpftem Flüstern. Dann nimmt sich jeder seinen Anteil am Totenkopf auf den Hals gelegt. Ihre Kerzlein haben die Min-istranten schon über dem Hals auf einen Stück Holz befestigt, sie brauchen sie jetzt nur anzuzünden.

Und wie erschrocken vor ihrem eigenen Werk weichen sie zu-rück. Es graut ihnen vor den grinsenden Phantomen mit den feurig glühenden Augen, und je weiter sie sich entfernen, desto graufiger ist der Anblick. Aber sie haben es so gewollt. Ihr selbst bereitete Entsetzen ist ihnen ein großer Beruf. Auch wissen sie, daß vorn an der Kirchenmauer eine Anzahl Mädchen mit noch tieferem Grauen dem gemeinsamen Spiel heimlich zu-schauern.

Ein allgemeines Schneeballenwerfen nach dem weißen Män-ner mit den feurigen Augenhöhlen beschließt das Schwedenspiel.

Doch manchmal kommt der Schulmeister dazu aber gar der Herr Pfarrer, und gibt, als ein richtiger Deus ex machina, dem Spiel eine neue unerwartete Wendung.

Die Fabrikation des Homunkulus

Von Ewald Schulz

Solange der grübelnde Menschengeist sich erstarrt mit jenen Naturerfahrungen beschäftigt, welche die Summe aller jener Eigen-schaften zeigen, die wir eben „Leben“ nennen, war es ihm höch-stes Ziel, rätselhaft das Leben künstlich aus Materie und Regel herborzuzubereiten.

Es gab Zeiten, in denen nicht nur der Däne, sondern auch der Gelehrte festgesetzt davon überzeugt war, daß das organische Leben jederzeit unter den entsprechenden günstigen Bedingungen „von selbst“ entstehen könne. Darf es da Wunder nehmen, wenn der Schwanzkünstler in einamer Alchimistenwerkstatt allen Er-fahrungen darangeht, sogar die Erzeugung des menschlichen Lebens auf künstlichem Wege, eben die Fabrikation des Homunkulus, zu versuchen? Nur schwer können wir uns heute in jene Gedanken-welten zurückversetzen, für die Jahrzehnte hindurch der große Denker der Antike auf dem Gebiete der Naturforschung die ein-zigen maßgebenden Autoritäten waren. Ohne Zweifel war die die Zeit des Altertums reich an wahrer Naturerkenntnis, aber ebenso ungreiflich erscheinen uns manche ihrer gewaltigen Er-kenntnisse. Man bedenke, daß schon Aristoteles Feinheiten der tierischen Organisation in allen Einzelheiten genau bekannt waren, Ergebnisse, die wir bis auf den heutigen Tag übernom-men haben und man vergleiche damit seine Behauptung, daß Frösche aus blohem Schlamm, Wäule und Flöhe aus Urnat ent-standen. Begreiflich, daß die intellektuelle Oberschicht der gänzlich naturfremden Zeit des Mittelalters solche Ansichten als unum-stößliche Thesen einfach gläubig annahm.

Nach bis in die jüngste Zeit dauerte es, bis der Fabel von der angeblich immer gegenwärtigen Herzeugung ein Ende ge-macht wurde. Erbiterte Geisteskräfte wurden um die Idee der heutigen Erzeugung der spontanen Entstehung auch der nieder-sten Lebewesen aus leblosen Stoffen, ausgeboten und die end-gültige Entscheidung der Frage schienen hauptsächlich die Kaffi-schen Untersuchungen Pasteurs zu bringen, die dargelegt haben, daß alles Leben wieder nur aus Lebewesen hervor-gehen könne, und daß die Lebenskette ununterbrochen durch die Welt der Materie gehe.

Auch in unseren Tagen will das uralte Problem des Komun-kulus immer noch nicht zur Ruhe kommen. Oft genug prasselt das moderne Schlagwort vom „Leben des Leblosen“ auf die Wes-tirne ein. Welche Veranlassung hat es damit? Ein paar Bei-spiele sollen darüber Aufschluß geben. Ich nenne die er-gelteste erst, wie ein Chloroformtropfen einen Glasboden frisst. Ein Chloroformtropfen wird in Wasser gesetzt und gleichzeitig mit einem überschläglichen Glasboden in Berührung gebracht. Chloro-form nimmt nun den Glasboden in Beschlag auf und so wird der Boden in Tropfen hineingezogen und von diesem umflossen, ganz ängst-lich, wie wie es bei den niedersten einzelligen Lebewesen, den Bacillien oder Amöben, auch beobachten können. Die Schmelzfläche wird nun vom Chloroform aufgenommen, der Glasboden seines Ueberzuges beraubt und wieder ausgefressen. Der ganze Vorgang hat eine überraschende Ähnlichkeit mit der „Wahrheit“ der Natur. Auch sie umschließt wahrhaftig: In-zieht sie so ins Innere des Leibes, verarbeitet das Brauchgare und läßt den Abfall wieder aus. Doch muß man sich hüten, zu glauben, durch solche Versuche sei die Lebensfunktion des Wech-selstoffs spielend nachgeahmt, denn die Ähnlichkeit ist nur eine rein äußerliche, zum Leben gehört eben noch mehr als bloße Form- und Ortsveränderung.

Gibt es nun gar keine Brücke zwischen Lebendigem und Leb-losem? Lehmann sieht sie wohl in dem von ihm entbeden-ten flüssigen Kristallen, die sich bewegen, durch Teilung vermehren usw. Trotz aller bestehenden Ähnlichkeiten handelt es sich dabei doch nicht um Leben, denn die Form ist kein Ausdruck der im Innern ablaufenden Stoffwechselvorgänge. Das Wachstum die-ser Gebilde durch einfache äußere Anlagerung gleichartiger Sub-stanz, kann nicht dem echten, organischen Wachstum gleichgesetzt werden, bei welchem dem Organismus wesensfremde Stoffe in diesen einverleibt werden, um unter Ausscheidung nicht verwer-tbare Substanzen in dem Organismus in wesensgleiche verwon-delt zu werden. Wohl bemühen sich die Experimentatoren, welche anorganische, dem Lebendigen gleiche Formen hervorbringen, ihren Gebilden auch Stoffwechselvorgänge zuzuführen. All diese Bemühungen sind aber zu weit hergeholt und beruhen nahezu immer auf Analogien den äußeren Erscheinungen.

Der Wert solcher Versuche darf aber keineswegs unterschätzt werden, denn die Biologie verdankt ihnen wertvolle Förderung des Verständnisses vom Mechanismus der primitivsten Lebens-vorgänge, gewiß auch ein Schritt mit zur Lösung des größten Räubers und Rätsels.